

Schatz in irdenen Gefäßen – Über das Verhältnis von Geist und Sprache

*Ich glaube an die Wunder
dieser Welt und der unendlichen
unbekannten Welten*

*Ich glaube an das Wunder der Träume
Träume im Schlaf
und im Wachen*

*Ich glaube an die Wunder
der Worte
die in der Welt wirken
und die Welten erschaffen*

*Ich glaube an dich
Lebensbruder*

Die Welt: kein Kampfplatz, sondern voller Wunder. Der Traum: keine Spinnerei, sondern ein Wunder. So sagt es die Dichterin Rose Ausländer. Es klingt pfingstlich, wenn Welt und Traum als Wunder erscheinen. Da muss ein schöpferischer Geist am Werk sein. Für Rose Ausländer ist er verknüpft mit unserer Fähigkeit zu sprechen: dem Wunder der Worte – »die in der Welt wirken und Welten erschaffen«. Als ein Sprachwunder wird uns auch die Geschichte von der Ausgießung des heiligen Geistes in der Bibel erzählt. Darum frage ich heute morgen:

Was ist denn so wunderbar an unserer Fähigkeit zu sprechen?

Rose Ausländer hat recht: Ohne Worte wüssten wir nichts von den Wundern dieser Welt. Wir können nur denken und erkennen, was wir sprachlich erfassen. Ohne Sprache hätten wir auch keine Geschichte, wir könnten uns nicht erinnern. Und wir könnten nicht träumen und nicht hoffen. Die Zeitform Zukunft gibt es nur in der Sprache. Sie lässt uns über das hinausschauen, was gerade da ist.

Jenseits der Sprache kann ich nicht denken, mich nicht erinnern, nicht hoffen. Sprache gehört zu mir, doch ich verdanke sie den anderen. Ich brauche Mitmenschen, die all diese wunderbaren Fähigkeiten in mir wecken. Bevor ich zu sprechen beginne, müssen andere mich angesprochen haben. »Ich glaube an dich, Lebensbruder«, sagt Rose Ausländer am Ende ihres Gedichts. An dich, Mitmensch, der mir das Wunder der

Sprache schenkt und mit dem ich es teile.

Es passt zum Pfingstfest, die Sprache zu loben als eine Gabe, die Erkenntnis und Gemeinschaft ermöglicht. Aber wie man Ostern nicht feiern kann, ohne vom Karfreitag zu wissen, so hat auch das Wunder der Verständigung eine Kehrseite und Vorgeschichte. Es fängt ganz banal an – wir sprechen nun mal nicht alle dieselbe Sprache. Wir können uns immer nur in bestimmten Sprachen ausdrücken: deutsch, englisch, französisch, spanisch oder japanisch. Man vermutet, dass es auch heute noch mehr als 4000 Sprachen auf dem Erdball gibt. Warum bloß diese große Vielfalt? Die Sprechorgane sind doch bei allen Menschen ganz ähnlich. An den Umweltbedingungen kann es auch nicht liegen. Wer will, kann am Amazonas Deutsch sprechen. Man kann nur spekulieren, dass Sprachen entstehen wie Charaktere: Gruppen, die miteinander Umgang pflegen, entwickeln Eigenheiten, die sich in ihrem Sprechen niederschlagen. Sie grenzen sich damit auch ab gegen die Andern, die nicht zur eigenen Gemeinschaft gehören. Die Anderssprachigen sind die Fremden. Barbaren hießen sie bei den Römern, ungebildete Leute, die nur Rhabarber reden. Die eigene Volkssprache begründet das »Wir«-Gefühl – sie gilt als die »richtige« Sprache. Ein bisschen empfinden wir das immer noch so, wenn wir von unsern fremdsprachigen Nachbarn erwarten, dass sie mal »richtig« deutsch lernen sollten.

Aber anderswo sind wir die Fremden, deren Sprache komisch klingt. Die vielen, verschiedenen Sprachen trennen nicht nur die Volksgemeinschaften voneinander, sie beweisen auch, dass es die eine richtige Sprache nicht gibt, in der sich die Wirklichkeit vollständig denken und ausdrücken ließe. Jede hat ihre eigene Grammatik, ihre eigenen Zeitformen und Lautbildungen – jede erfasst die Welt auf eigene, begrenzte Weise. Die Menschen der Bibel haben das schon begriffen. Sie wussten: Die vollkommene Sprache kann nur die Sprache Gottes sein – die Sprache, mit der er die Schöpfung ins Leben rief. Aber die kennen wir nicht. Wie erklären wir das? Dafür haben sie eine Ursprungsgeschichte erdacht: die Erzählung vom Turmbau zu Babel. Es gab einen Anfang, so erzählten sie, da waren noch alle Menschen der einen Sprache Gottes verbunden. Das war sozusagen das Paradies im Geiste. Ein angenommener Ausgangspunkt, der vor unserer Erfahrung liegt:

»Es hatte aber alle Welt einerlei Zunge und Sprache. ... Da sprachen die Menschen zueinander: Wohlauf, lasst uns eine Stadt und einen Turm bauen, dessen Spitze bis an den Himmel reiche, damit wir uns einen Namen machen, denn wir werden sonst zerstreut in alle Länder. Da fuhr der Herr hernieder, dass er sähe die Stadt und den Turm, die die Menschenkinder bauten. Und der Herr sprach: Siehe, es ist einerlei Volk und einerlei Sprache unter ihnen allen, und dies ist der Anfang ihres Tuns: Nun wird ihnen nichts mehr verwehrt werden können von allem, was sie sich vorgenommen haben zu tun. Wohlauf, lasst uns hernieder fahren und dort ihre Sprache verwirren, dass keiner des andern Sprache verstehe! So zerstreute sie der Herr von dort in alle Länder, dass sie aufhören mussten, die Stadt zu bauen.« Gen 11

Als »Strafe Gottes« versteht diese Geschichte unsere irdische Vielsprachigkeit – so wie auch die Vertreibung aus dem Paradies als Strafe Gottes gilt. Doch im Grunde geht es nur darum zu beschreiben, dass wir nicht eins mit Gott sind. Wir können die Welt nicht erkennen wie Gott sie erkennt. Wir sprechen seine Sprache

nicht. Den Himmel werden wir nicht stürmen, selbst wenn wir den Geheimnissen des Lebens immer genauer auf die Spur kommen. Denn in all unsern Entdeckungen bleiben wir doch gebunden an Sprachen, die vom ursprünglichen Wort Gottes nur noch Splitter enthalten.

»Unsere Sprache steht zwischen der Wahrheit und ihrem Erfassen wie ein staubiges Fenster oder ein verschleierter Spiegel. Die Sprache von Eden jedoch war makellos wie klares Glas, durch welches das Licht vollständigen Verstehens schien. ... In Babel wurden die Menschen gleich bellenden Hunden aus der einzigen Familie des Menschen vertrieben.« (G. Steiner, Nach Babel. S. 63)

So dramatisch sagt es der große Literaturwissenschaftler George Steiner. Weil er die Sprache liebt, leidet er an ihren Grenzen. Aber wer tut das nicht zuweilen? Man kann ja gar nicht alles sagen, was man erfährt und fühlt – die Worte geben es nicht her. Oft fügen sie sich nur zu Floskeln – und denen sind wir dann auch ausgeliefert. Jeder Mensch zu seiner Zeit. Ich weiß nicht, ob wir deswegen schon wie bellende Hunde sind. Aber jedenfalls laufen wir mit unserer Sprache doch immer im Rudel. Es geht nicht anders: Wenn das Kind sprechen lernt, übernimmt es mit Wortschatz und Grammatik auch die Denkweise der Gemeinschaft, in die es hineingeboren ist. Seine Wahrnehmungen und Urteile werden festgelegt. Die Sprache, die mich prägt, trägt die Züge meiner Zeit. Unmerklich – und oft genug auch merklich – verändert sie sich von Generation zu Generation.

Gewiss hatten unsere Großeltern und Urgroßeltern nicht schon Böses im Sinn, wenn sie von Gefolgschaft und Blutsbanden sprachen. Worte wie »Pflicht« und »Gehorsam« hatten auch in meiner Kindheit noch eine heilige Aura. Aber dann nicht mehr. Dafür habe ich als Studentin reichlichen Gebrauch von »Bedürfnissen« und »Frustrationen« gemacht und mich nicht geschämt, vom »System« und »den Herrschenden« zu reden. Irgendwie scheint sich das mit den Jahren erledigt zu haben. Inzwischen weiß ich, dass ich mich »gut aufstellen« muss, wenn ich etwas erreichen will, an einigen »Stellschrauben zu drehen« und eine gute »Performance abzuliefern« habe – alles Ausdrücke, von denen ich mir früher nichts träumen ließ. Ich staune, wenn ich mir klar mache, wie sehr sich unser Sprechen im Laufe meines Lebens verändert hat. Und immer finden wir das, was gerade dran ist, normal. Da – nun sage ich es doch – bellen wir einfach mit.

Aber wenn sich schon im Laufe eines Lebens das Sprechen so sehr verändert – wie können wir da noch annehmen, wir könnten verstehen, was Menschen vor 500 oder 2000 Jahren in ihrer Sprache gesagt haben? Weiß ich, wie das Wort »Gerechtigkeit« für Martin Luther klang? Was »Hoffnung« für den Apostel Paulus bedeutete? Oder wie der Evangelist Lukas das mit den feurigen Zungen gemeint hat, die am Pfingsttag auf die Jünger Jesu herabfielen? Ich sollte damit rechnen, dass die Worte für sie einen andern Klang hatten als für mich. Aber das heißt nicht, dass sie mir nichts mehr zu sagen hätten.

»Und es geschah plötzlich ein Brausen vom Himmel wie von einem gewaltigen Wind und erfüllte das ganze Haus, da sie saßen. Und es erschienen ihnen Zungen, zerteilt und wie von Feuer; und er setzte sich auf einen jeglichen unter ihnen, und sie wurden alle voll des heiligen Geistes und fingen an zu predigen in andern Zungen, wie der Geist ihnen eingab, auszusprechen. Es waren aber Juden zu Jerusalem wohnend,

die waren gottesfürchtige Männer aus allerlei Volk, das unter dem Himmel ist. Da nun diese Stimme geschah, kam die Menge zusammen und wurde bestürzt, denn ein jeder hörte sie in seiner eigenen Sprache reden. Sie entsetzten sich aber, verwunderten sich und sprachen: Wie hören wir denn jeglicher seine Sprache, darin er geboren ist?Wir hören sie in unsern Zungen die großen Taten Gottes reden. Was will das werden? Andere aber hatten ihren Spott und sprachen: Sie sind voll süßen Weins.« (nach Apg 2,2–13)

So erzählt die biblische Apostelgeschichte von der Ausgießung des Heiligen Geistes. Ein seltsamer Text für heutige Ohren. Fast 2000 Jahre her, dass der Evangelist Lukas ihn schrieb, fast 500, dass Martin Luther ihm die deutsche Prägung gab. Und es sind ja nicht wenige, die längst sagen: Versteh ich nicht, diese Sprache ist nicht meine Sprache.

Aber gerade das können wir auch schön finden. Ist es nicht geradezu wunderbar, dass es diese alten Worte noch gibt? Sie machen uns Erfahrungen zugänglich, die in unserer Alltagssprache nicht vorkommen. Wir sind also gar nicht so festgelegt auf das, was heute geredet wird. Wir können Teil haben an den Erzählungen der Menschen vor uns. Es gibt dieses Band durch die Generationen. Ein Gespräch über die Zeiten hinweg. Die Barrieren sind durchlässig. Und das hat mit dem »Heiligen Geist« zu tun, von dem die Pfingstgeschichte berichtet. Wie die Erzählung vom »Turmbau zu Babel« erklärt, warum die menschliche Sprache zum Verstehen nicht taugt – so will die Pfingstgeschichte erklären, wie dieser Fluch nun doch aufgehoben ist. Alle Sprachbarrieren fallen, weil sich Gottes Sprache den Menschen mitteilt.

Gottes Sprache – das ist das Wort, das im Anfang war, wie es im Johannesevangelium heißt. Von dem gesagt wird, dass es Fleisch wurde im Erlöser Jesus. Er war eins mit dem Wort Gottes. Wenn er sprach, hörte die Bedrückung auf. Da war man nicht mehr der »Arme«, der »Knecht«, der »Dumme«, der »Ausländer« – da verstand man sich selbst neu als freier Mensch vor Gott.

Aber nun – an diesem Pfingsttag – sollen auch Jesu Jünger befähigt werden, wie er Gottes Wort zu bezeugen. Sie sollen wie er mit ihrem Sprechen andere lebendig und frei machen. Das wird als ein Wunder beschrieben: Der Atem Gottes nähert sich den Jüngern im Sturm und die Sprache Gottes teilt sich ihnen in feurigen Zungen mit. Und jetzt scheinen sie einen Tag lang tatsächlich Gottes Sprache zu sprechen, die sich jeder Beschreibung entzieht. Nur dass sie »anders« ist, weiß der Evangelist Lukas zu berichten und dass Menschen aus 17 verschiedenen Regionen diese Sprache verstehen, in der sich die »großen Taten Gottes« mitteilen. Es muss Himmelsmusik sein, die da erklingt, eine Sprache, die jeder Hörende restlos erfasst. Nicht ganz deutlich wird, ob sich das Wunder im Sprechen der Jünger oder im Verstehen der Hörer ereignet. Nicht alle werden ergriffen. Manche vernehmen nur ein ekstatisches Lallen, über das sich leicht spotten lässt. Wie sich der auferstandene Christus nicht allen zeigt, ist auch Gottes Offenbarung im Geist nicht eindeutig.

Erst recht nicht in unsern Tagen, denn Feuerzungen sind ja nur einmal herabgeregnet. Wir haben doch immer noch mit den Hemmnissen unserer irdischen Sprachen zu kämpfen, die uns das Verstehen schwer machen. Trotzdem ist die Verheißung in der Welt, dass Gottes Geist unter uns wirken will in unserm Hören und Sprechen. Wir sind nicht nur bellende Hunde.

Die internationale Verständigung ist ja kein Problem mehr. Wenn sich heute Menschen aus 17 verschiedenen Ländern treffen, werden sie wahrscheinlich alle Englisch sprechen. Aber ein Befreiungserlebnis ist das noch nicht. Für die meisten ist die angelernte Sprache eher ein Gefängnis. Sie können darin nicht richtig zum Ausdruck bringen, was ihnen durch den Kopf geht.

Doch wenn einer in zwei Sprachen zu Hause ist, mag es anders sein. Dann können sie sich gegenseitig befruchten. Es ist ja möglich, sogar ein Gedicht, etwa ein Sonett von Shakespeare, ins Deutsche zu übertragen. Obwohl die Laute und Rhythmen im Gedicht doch in einer andern Sprache gar nicht nachzuahmen sind. Aber der Übersetzer kann sich bemühen, sie nachzuempfinden und nachzubilden. Und wenn es ihm gelingt, dann hat er sich das Gedicht zu eigen gemacht – und zugleich der deutschen Sprache einen neuen Ton hinzugefügt.

Wie ist das möglich? Über das Geheimnis des Übersetzens hat sich Walter Benjamin Gedanken gemacht. Er hat gesagt: Es kann doch nur gelingen, wenn es zwischen der fremden Sprache und meiner eigenen etwas Verbindendes gibt. Und was soll das sein, wenn nicht der Geist, die Sprache Gottes? Der Geist ist nicht in meiner und nicht in deiner Sprache. Er ist das Dritte dazwischen, das uns verbindet. Er wirkt gerade da, wo wir nicht schon von Haus aus dieselben Vokabeln benutzen und dieselben Ansichten teilen.

Der Geist macht es möglich, dass ich das Fremde aufnehmen und verstehen kann.

Und mit »fremd« meine ich jetzt nicht nur das englische Sonett. Fremd kann mir ja auch das sein, was etwa meinen vierzehnjährigen Sohn bewegt. Aber es gibt lichte Momente, in denen ich plötzlich anders höre – und Zugang finde zum Sprechen des Andern. Und dann sehe ich die Dinge in einem neuen Horizont.

Dann wirkt der heilige Geist als Hörwunder, das mir ermöglicht, etwas zu verstehen, was mich innerlich verändert. Wir sollen Gottes Geist nicht da vermuten, wo wir uns um Verstehen gar nicht bemühen müssen, in der euphorischen Menge, in der alle dasselbe rufen oder beklatschen. Das Wunder des Verstehens geschieht vielleicht gerade bei einem harten Streitgespräch, wenn mir etwas bewusst wird, was ich vorher nicht wahrhaben wollte.

Der Geist wirkt nicht nur als Hörwunder. Es gibt auch ein Sprechwunder. Die Apostelgeschichte des Lukas erzählt davon, nachdem Windbraus und Feuerzungen sich gelegt haben. Denn jetzt tritt Petrus vor und spricht. Er hält eine Predigt, heißt es, aber damit hat man das Besondere seines Sprechens schon zu sehr vereinnahmt. Er steht ja nicht auf der Kanzel. Petrus spricht gerade nicht als Amtsträger. Er setzt sich selbst aufs Spiel, indem er kundtut, was ihn zuinnerst bewegt. Und das ist nicht leicht. Es gab andere Momente, in denen er sich das nicht getraut hat. Nach der Gefangennahme Jesu hat er sich ängstlich gedrückt, als man ihn an seiner Sprache als Jesusjünger identifizieren wollte. Jetzt gibt er sich in seinen Worten zu erkennen. Setzt sich der Gefahr aus, dass man ihn verspottet und missbilligt. Davor pflegen wir uns meistens zu hüten – darum sind ja auch viele Gremiensitzungen und Tischgespräche so langweilig. Keiner will sich da so ganz zu erkennen geben. Aber wenn es mal einer wagt – dann wird es spannend. Das finden nun auch die

Menschen, die Petrus am Pfingsttag umringen. Endlich mal einer, der sich zeigt in seinen Worten. Schon das öffnet die Herzen.

Aber es geht noch weiter. Nicht nur die Herzen werden weit bei der Rede des Petrus, sondern auch die Horizonte. Vom Geist spricht er, der die Kinder wie die Alten erfüllen soll und von den Wegen des Lebens, die Gott kundgetan hat. Niemand wird ausgeschlossen, keiner bedroht oder auch nur zurechtgewiesen in der Pfingstrede des Petrus. Keine Abwehr ist in seinem Sprechen und auch keine Bevormundung. Die Hörenden spüren den Atem der Freiheit. Wo wir so sprechen können – miteinander, voreinander, spricht der heilige Geist mit.

*Ich glaube an die Wunder
dieser Welt und der unendlichen
unbekannten Welten*

*Ich glaube an das Wunder der Träume
Träume im Schlaf
und im Wachen*

*Ich glaube an die Wunder
der Worte
die in der Welt wirken
und die Welten erschaffen*

*Ich glaube an dich
Lebensbruder*

Musik dieser Sendung

(1-5) Flötenquartett C-Dur KV 285b, W. A. Mozart, Flute Quartets
(6) Flötenquartett D-Dur KV 295, W. A. Mozart, Flute Quartets